

Starker Kaffee

Autor(en): **H.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wirkungen der Rechtlosigkeit und der „bürgerlichen Erschlaffung“ charakterisiert? „Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber und hasst den, der es nicht tut. Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er: Wir haben ja zu essen und zu trinken und schöne Häuser.“ „Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit dem Fluch des bürgerlichen Jochs . . . tanzt es dann, den Ring an der Nase, ums Brot, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Dienstanzug mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat.“ Pestalozzi spricht weiter von der „namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Diensts“, und scheut sich nicht, uns zu ermahnen und zu beschwören: „Gehe ruhig im Kampf der Wahrheit und des Rechts, zittere nicht bei dem Siege der Sieger . . . und wenn du in den Banden der Rechtlosigkeit gefangen liegst wie eine Mücke in den Banden der mordenden Spinne, so lerne zu sterben, damit du Mensch bleiben und deinem Geschlechte dienen könntest.“

Seien wir zur rechten Zeit klug und mutig und forgen wir dafür, daß diese „Bande der Rechtlosigkeit“ uns nie fehle und erniedrige.

Unser Staat und unsere Verfassung garantieren uns ferner eine Reihe von wichtigen persönlichen Freiheiten, so Glaubens- und Gewissensfreiheit (Staat und Kirche haben sich bei uns ver-

tragen gelernt); so das Petitionsrecht und die Press-, Versammlungs- und Redefreiheit. Was für eine außerordentliche praktische Bedeutung ihnen zukommt, erkennt man u. a. daran, daß die Diktaturen sie bei sich und ihren Nachbarn bekämpfen. Vielleicht vermöchten wir selbst ihren Wert erst dann ganz zu ermessen, wenn wir sie verlören. Allein dann wäre es zu spät.

Diese Freiheitsrechte entstammen der Achtung vor dem Volk und vor dem Einzelnen und seiner menschlichen Würde. Letzten Endes wurzeln sie wesentlich im Christentum, vor allem in der Ueberzeugung, daß die Menschen vor dem Angesichte Gottes gleichen Wertes und Rechtes und als seine Geschöpfe mit Ehrfurcht zu behandeln seien. Sie gewähren dem Bürger eine gewisse Sphäre, in die der Staat nicht eindringt. Es handelt sich hierbei freilich, besonders gerade heute und infolge des außenpolitischen Druckes, nicht um eine absolute und schrankenlose Freiheit. Eine solche verträgt sich übrigens nicht mit der Gemeinschaft. Wer ein Zuviel an freiem Spielraum verlangt, zerstört ihn gerade; denn die Gewaltklüftern können dann mit mehr oder weniger Recht betonen, es gelte für Disziplin und Ordnung zu forgen.

Es gäbe dann „Ordnig“, ist ja ohnehin ein gedankenlos wiederholtes Schlagwort der Zeit, als ob es in unserem Staatswesen an ihr ernstlich gebräche. Schluß folgt.

Starker Kaffee

Es war im regenreichen Sommer des Jahres 1932. Wir hatten bereits etwa zwei Wochen in der Umgebung von Zermatt zugebracht und vergeblich auf gutes und vor allem sicheres Wetter gewartet zu einigen größeren Unternehmungen. Einzig eine gelungene Ueberschreitung des Rimpfischhorns zur Britanniahütte und von da über das Allalinhorn nach Täsch hatte etwas Abwechslung in das Einerlei der vielen Regentage gebracht.

Die letzte schwierige Fahrt war der Heimmarsch in später Stunde von Zermatt nach Täsch, wo unser Standlager war. Ob einem etwas unbescheidenen Nachteffen hatten wir den letzten Zug verfehlt und mußten nun in finsterner Nacht und in dickem Nebel den Weg ertasten. Als Laterne leuchtete dem Vorangehenden jenseits der kräftig in Brand gesetzte Stumpfen und dessen Hintermänner klammerten sich buchstäblich an seinem Kuttenfetzen fest. Kein Wunder, daß der merkwürdige Marsch von etwelchen berndeutschen Kraftausdrücken begleitet statt der üblichen Stunde deren drei überschritt. Mit Rot bespritzt, durchnäht und in dem guten Essen diametral entgegengesetzter Laune landeten wir nach ein Uhr morgens in dem in tiefer Ruhe liegenden Walliserdorf Täsch.

Wenige Tage später weckte uns heller Sonnenschein. Ein früher Telephonruf mobilisierte einige in Zermatt weilende Bergfreunde, und in aller Hast wurden die Rucksäcke zu unförmlichen Ballen gepackt. Kurz vor Mittag bestiegen wir voll der schönsten Hoffnungen die Gornergratbahn, und schon am frühen Nachmittag drehten wir uns auf den riesigen Granitplatten vor der Bétempshütte vom Rücken auf den Bauch und vom Bauche auf den Rücken. Diese erhebende Tätigkeit wurde solange fortgesetzt, bis zwei Damen von der Kategorie des guten Mittelgewichts mit riesigen Sonnenschirmen bewaffnet, erschienen. Von da an hatten unsere bösen Zungen Beschäftigung, so daß wir das Drehen aufgaben. Und nun kam eine Touristengruppe nach der anderen, mit Führer, ohne Führer, große und kleine Pläne wälzend. Am Abend war die Hütte wie man sagt voll. So platzvoll, daß wir froh waren, um drei Uhr das gastliche Haus mit seinen nächtlichen Tönen, seiner mehr oder weniger guten Luft und seinen harten Matratzen zu verlassen. Unser Weg führte uns zunächst bei flackerndem Laternenschein über Moränenschutt und nach vielleicht einstündigem Steigen auf den Grenzgleitfcher, jenen mächtigen Eisstrom, der sich von

den Firnsfeldern des Lysjoches zwischen dem Monte Rosa und dem Lyskamm zu Tale windet.

Eine wundervolle Wanderung im erstehenden Tag zuerst über Eis, um große und über kleine Spalten und dann zuletzt über harten Firnschnee führte uns in etwa sieben Stunden auf über 4500 m Höhe in die höchste Klubhütte und Gaststätte Europas, ins Rifugio Regina Marguerita auf der Signalkuppe.

Nachdem der Nachmittag uns auf die nahe gelegenen Gipfel der Zumstein Spitze, der Ludwigshöhe und der Parrotzspitze gelockt hatte, krochen wir zeitig unter die Decken, um uns für die bevorstehende Ueberschreitung der Dufourspitze zu stärken. Aber eine Nacht auf 4500 m Höhe ist leider oft alles andere als Ruhe. Zudem hatten sich noch eine ganze Anzahl Bergsteiger eingefunden.

Um frühen Morgen herrschte dann im Schein einer wenig hellen, rußenden Petroleumlampe ein heillofes Durcheinander von packenden, essenden und herumstehenden Leuten. Endlich löste sich dann der Wirrwarr etwas und wir konnten uns zu Tische setzen und uns in der üblichen verschlafenen und meist etwas „angetigten“ Klubhüttenmorgenstimmung dem Geschäft des Frühstückens widmen. Kurz nach vier Uhr begannen wir uns zum Abmarsch fertig zu machen.

Ich hatte am Abend vorher meine Schuhsohlen auf ein Kaminrohr über dem Feuerherd zum Trocknen gelegt und fand nun zu meiner Ueberraschung nur noch die eine an ihrem Platz. Alles Suchen fruchtete nichts. Mit einer Taschenlaterne wurde neben und unter dem Herd jedes Plätzchen abgeleuchtet, weder unter den Bänken, noch unter dem Tisch fand sich eine Spur. Die Schuhsohle war und blieb verschwunden. Ein Unglück bedeutete dies schließlich nicht, und da die Zeit nun doch drängte, — es war unterdessen draußen heller Tag geworden — beschloß ich, eben einmal ohne Schuhsohlen loszuziehen. Immerhin warf ich einen letzten Blick in die Umgebung des Feuerherdes und ganz zufällig auch noch in die Pfanne, in der sich noch ein Rest des Morgenkaffeewassers befand. Aber es war noch mehr drin — nämlich meine langgesuchte Schuhsohle!

Ich schnallte sie auf den Rucksack, und da wir den Kaffee bereits getrunken hatten, bestand kein Grund zu längerem Verweilen. Unter nicht sehr großem Beifall meiner Gefährten verließ ich schleunigst die Klubhütte. Einer behauptete allerdings „äs heig ne de no düecht, dä Gaffee sig e so starch gsi!“ — S. R.